



Feierabend

Nr. 14.

Unterhaltungsbeilage.

1925.

(14)

Die verherzte Stadt.

Eine heitere Spitzbuben Geschichte von
Karl Ettlinger.

Copyright by Georg Müller
Verlag A.-G. München.

VI.

„Extrablatt.“

In dem vor einer halben Stunde in Bredendorf eingelaufenen Abendschnellzug fand man die sämtlichen Reisenden 1. und 2. Klasse in ihren Abteilen betäubt und aller Wertgegenstände beraubt vor. Die meisten Reisenden sind bereits wieder zum Bewußtsein gekommen. Nach der Begutachtung der Verletzungen (Kurator Professor Dr. Hammerstein und Sanitätsrat Dr. Michel) handelt es sich um eine relativ harmlose Betäubung mittels eines Ätherpräparates, die spätestens auf der vorletzten Station ausgeführt wurde. Da das Verbrechen erst einige Minuten nach dem Eintreffen des Zuges bemerkt wurde, ist es den Tätern leider gelungen, mit den übrigen Fahrgästen den Bahnhof zu verlassen, falls sie nicht schon unterwegs aus dem fahrenden Zug gesprungen sein sollten. Unsere ausgezeichnete Kriminalpolizei ist den Spitzbuben bereits auf der Spur, und die Verhaftung steht schließlich zu erwarten.“

Eduard Bohnkraut versenkte das Extrablatt schmunzelnd in die Rocktasche.

Er paffte zum Zeichen innerer Verknüpfung einen Extrazug aus seiner Schag-Masse.

„Unsere ausgezeichnete Kriminalpolizei!“ grüßte er. „In der Tat, eine selten scharfe Scharade! Zeichnet sich vor allen anderen Polizeien des Erdballs dadurch aus, daß sie keine Verbrecher fängt! Polizeiklub zur Schöpfung der Gauer aller Abarten. Ich werde dir's schon zeigen, Herr Affessor, wenn wir von uns beiden der bessere Kopf ist.“

„Scheint nach der maßgebenden Ansicht des Staatsanwalts Meier III. dießes Ueberbarmen, gar nicht zweifelhaft zu sein; weshalb er mich sonst mit aller Gewalt von der weiteren Verfolgung abhalten?“ — „Daher erst heute mittag wieder in der Pension telephoniert, aber habe ihm neuerdings vorgebracht, ihm bei der ersten Gelegenheit eine Angel zu spendieren. Und was Eduard Bohnkraut verspricht, das hält er auch!“

Er bog von der Kurpromenade in die Hauptallee ab und humpelte nach dem Kaffeehaus, das er zu seinem Stammtisch er-

wählt hatte. Es war ein erst kürzlich eröffnetes Luginslot, das der findige Besitzer zu Ehren des Maharadschas nach der Lotosblume benannt hatte.

Allabendlich fand sich Eduard neuerdings hier ein, um die auswärtigen Zeitungen zu studieren. Und dieses Studium lohnte sich, denn Bredendorf erfreute sich allmählich derselben Schildbürgerberühmtheit, wie Stöpenitz zur Zeit seines Schnitserhauptmanns.

Entdeckte Bohnkraut in einem Blatt eine spöttische Bemerkung über Bredendorf, so zog er einen mächtigen Blaustift aus der Tasche und umrahmte den Zeitungsbericht fein säuberlich. Auf daß spätere Leser ihn ja nicht übersehen!

Der Bürgermeister und der Kurdirektor vermieden es nach Möglichkeit, sich öffentlich zu zeigen. Die Saison war verpufft, rettungslos verpufft. Auch der Maharadscha hatte abreißen wollen. Erstens, weil er erklärte, weil er in einer verherzten Stadt nicht bleiben mochte, zweitens, weil er aus seiner fernen Heimat die Nachricht erhalten hatte, daß dort infolge einer schlechten Reisernte eine Hungersnot ausgebrochen sei.

Auch das noch! Nachdem doch der Maharadscha huldvollst das Protektorat des großen Schaufflegens übernommen hatte! Wenn das nun auch noch ins Wasser fiel, — es war nicht auszubedenken!

Glücklicherweise war dem Kurdirektor einer jener genialen Gedanken gekommen, an deren die Kurdirektoren so reich sind, und die die Badeverwaltungen soviel Geld kosten: er hatte dem Maharadscha den demütigsten Vorschlag unterbreitet, das Flugfest zum Besten der hungernden Indier stattfinden zu lassen. Die Hälfte der Kasseneinnahmen sollte dem Maharadscha zur Stillung des ihm untergebenen Magenkuriers feierlich überreicht werden.

Gewisse Rörgler schimpften zwar und meinten, die Bredendorfer Ortsarmen sollten von Rechts wegen den deutschen Sportseuten und der Kurdirektion näherstehen als hungernde Indier, aber diese an sich so richtige Meinung drang nicht durch.

Der Maharadscha nahm den Kurdirektorlichen Vorschlag zunächst ziemlich ungnä-

dig auf. Er wollte abreißen und damit basta. Einige Leute aus seinem Gefolge hätten Frauen und Kinder in den Hungerbezirken und verlangten heimwärts.

Vielleicht auch war der Maharadscha beleidigt, daß man seinen ausgezeichneten Rat, die fünf ältesten Bredendorferinnen zur Entherzung der Stadt in einen Sumpf zu werfen, nicht befolgt hatte; vielleicht auch schmeckte ihm der Bredendorfer Kognak nicht mehr, oder er hatte keine Lust mehr, sich bei jeder Gelegenheit von der indischen Nationalhymne überfallen zu lassen, zumal man nicht wissen konnte, ob der unselige Komponist nicht mentschlich noch eine dritte Posan-nenstimme hineinschreiben würde.

Schließlich aber, nachdem der Kurdirektor sich fast die Zunge aus dem Hals geredet hatte, ließ der Fürst sich herab, seinen Bredendorfer Aufenthalt bis nach dem Flugfest zu verlängern.

Es war schon dunkel geworden, als Eduard Bohnkraut das Kaffeehaus verließ. Er hatte von seinem Blaustift heute reichlich Gebrauch machen können, ja, er hatte sogar in einem hauptstädtischen Sensationsblatt einen bitterbösen Angriff auf seinen Feind, den Affessor Junke, gelesen. Darin war an gewisse galante Abenteuer Junkes erinnert worden, die seinerzeit die Ursache seiner Verletzung nach Bredendorf gewesen waren. Logen diese Affären auch schon jahrelang zurück, das hauptstädtische Blatt irrte sich nicht in der Annahme, daß der Durchschnittsleser an dem veraltetsten Matsch innigeres Vergnügen findet, als an der ernstesten zeitgemäßen Abhandlung.

„Herr Affessor Junke hat Pech“, hatte das Blatt geschrieben, „daß man ihn nicht seiner wahren Begabung entsprechend be-würdigt! Weshalb überträgt man ihm die Verfolgung von Verbrechern, statt ihn mit der Verfolgung alleingehender Damen zu betrauen, — ein Gebiet, auf dem er doch schon so allbekannte Erfolge zu erzielen wußte?“

Eduard hatte es sich nicht verlagern können, diesen Satz eigens blau zu unterstreichen und ein riesiges Ausrufungszeichen an den Zeilenrand zu malen.

Er bog in bester Laune in die Quellenstraße ein, um, wie allabendlich, unter Überquerung der Hauptstraße nach Hause zu gelangen.

Das Abendessen würde ihm heute schmecken, dachte er.

Leider hatte das Schicksal beschlossen, ihn nicht so bald zu diesem Abendessen gelangen zu lassen.

Eine in der Mitte der ziemlich einsamen Quellenstraße hörte er plötzlich die Hupe eines Automobils dicht hinter sich. Er drehte sich um; da hielt der Kraftwagen auch schon unmittelbar neben ihm.

Und heraus sprang ein Herr, dessen Gesicht in der Dunkelheit nicht zu erkennen war, sagte Eduard beim Rücktreten und gab ihm mit den Worten: „Wirst du nun endlich aufhören, dich in fremde Angelegenheiten zu mischen?“ eine wahrhaft schreckenerregende Maulschelle. Eduard Bohndraut taumelte zurück, griff in die rückwärtige Hosentasche, riß den Browning heraus und sandte dem bereits um die Ecke laufenden Fahrzeug zwei Schüsse nach.

Im selben Augenblick stürzten aus einem benachbarten Hausgang zwei Schutzleute und riefen den Wirt um sich schlagenden Eduard bei den Armen, um ihn zur nächsten Wache zu bringen.

Und im Nu war die Quellenstraße vol-

ler Menschen. Die Revolvergeschüsse hatten die Menschen angelockt.

„Ich bin überfallen worden!“ schrie Eduard. „Laßt mich los! Das Auto müßt ihr verfolgen! Zum Fenster, los, lassen sollt ihr mich!“

„Das könnte dir so passen, Freundchen!“ sagte der eine Schutzmann. „Wir sind froh, daß wir dich haben.“

Er griff eifrig zu, denn der kleine dicke Eduard entwickelte bedeutendere Kräfte, als man ihm nach seinem behäbigen Aussehen zutrauen konnte.

„Zum Donnerwetter, ich bin doch kein Verbrecher! Seid ihr denn verrückt?“

„Das wird sich alles auf der Wache herausstellen!“ lenkte der Schutzmann. „Jedenfalls werden Sie nicht abstreiten, daß Sie geschossen haben! Hier ist kein Schießplatz! Und wenn Sie jetzt nicht gutwillig mitgeben, müssen wir Ihnen Kesseln anlegen!“

„Was ist 'n da los?“ frug in der Menge ein Zuspätkommender seinen Nachbarn.

„Er soll einen erschossen haben!“

„So 'n Hund!“

„Schlagt ihn doch tot!“

Es schien reichlich viel Lust unter den Zuschauern vorhanden, diesen freundlichen Vorschlag in die Tat umzusetzen. Das Extra-Blatt, über das Bohndraut sich so gefreut hatte, hatte die Stimmung der Breitenorfer Bevölkerung auf Siebentage gebracht.

Wie der Säuerwahnsumme ge-
Mäuse, so haben die guten Städtler
allenfalls Räuber und Mörder
schwelgen in wilden Lynchgeleusen.

Von allen Seiten drängten sich Menschen mit drohenden Gesten an die Gruppe heran, die Schutzleute hatten die größte Mühe, den Verhafteten vor Mißhandlung und Schlimmerem zu schützen.

Daß ein Spazierstock den tobenden Eduard erreichte und ihm derb auf den Kopf fuhr, konnten sie trotzdem nicht hindern.

„Ihr Breitenorfer Strohköpfe!“ schimpfte Eduard außer sich. „Verdient nichts Besseres, als daß ihr bis aufs Blut ausgeplündert werdet!“

Man kann nicht sagen, daß diese Meinung dazu beitrug, die Menge freundlich gegen ihn zu stimmen.

„Erst hat er einen bestohlen und dann hat er ihn noch totesgeschossen!“ hieß es schon. „Seht den Kerl nur an! Das ist man ja schon auf hundert Schritte für einer ist! Und froh sein will der noch!“

Wo der angeblich Totgeschossene hingera-
raten sein konnte, und daß sich ein Leichnam
nicht in der Luft auflösen pflegt, dachte die Menge mit gewohnter Massensinnlichkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Die franke Proletarierin.

Du warst, dem holden Licht entrückt,
Den Eltern Brot, ein schwächlich Kind,
In dunkle Winkel hingedrückt
Woßt du die blauen Augen blind.
Mit deinem Manne Tag für Tag
Hast du gekämpft, ein reines Weib,
Der Fäden Schlag und Gegenschlag
War euer Flinterz-libertreib.

O gib zum Abschied mir die Hand!
Der Adern blau' Gewebe zuck,
Die Abenddäm'mung leckt die Wand,
Gleich hat sie dich und mich verschluckt.
Geh du zum tiefen Schlummer ein
Und stärke deine schwache Brust
Mit diesem Ungarsfeuerwein
Und höre, was du träumen mußt:

Der Knabe, den dein Leib gebar,
Den du mit Kummer aufgezogen,
Biegt hoch voran der Geldenschar,
Die alle Not von ihnen scheucht,
Sein blaues Auge glänzt voll Kraft
Ins Lichtmeer einer schönen Zeit,
Die Eisenhand umspannt den Schaft
Der purpurnen Gerechtigkeit.

Karl Hendell.

Todes- und Arbeitsstrahlen.

Die Physiker aller Herren Länder machen gewaltige Anstrengungen, um die Schatzkammer, in der alle Macht und Reichtum der Welt verschlossen liegt, aufzuprengen. Diese Schatzkammer ist das Atom. Denn Reichtum ist das Produkt von Arbeit, und Arbeit ist die Anwendung von Energie; und die mächtigste und konzentrierteste Form der Energie stellt das Atom mit seinen sich die Wage haltenden positiven und negativen elektrischen Partikeln dar.

Der Schwerpunkt jener Atomkräfte ist der Atomkern, die Sonne des Atomsystems. Das Radiumatom befindet sich in einem Zustand der

Unausgeglichenheit; sein Kern stößt gelegentlich Teilchen ab, die mit einer Geschwindigkeit von ungefähr 20.000 Kilometer in der Sekunde in den Raum hinausgeschleudert werden. Diese Bewegung übertrifft die Geschwindigkeit einer Flintenugel um das Zwanzigtausendfache und entfaltet auch eine dementsprechende Energie.

Wenn es nun gelänge, einen ähnlichen Zustand der Unausgeglichenheit, wie er sich im Radiumatom darstellt, auch in den Atomen anderer Elemente zu erzeugen, wäre damit nicht die Möglichkeit gegeben, ungeheure Energieströme zu gewinnen? Die meisten Physiker bezweifeln heute noch diese Möglichkeit.

Einen hervorragenden Physiker jedoch gibt es, der daran glaubt und der auf dem Wege des Experimentis diese Möglichkeit darzutun sucht. Es ist dies Dr. T. G. Wall, Professor an der Universität Sheffield in England. Sein Versuchsaппarat beruht auf einem einfachen Prinzip, das jedem vertraut ist, der das Wesen der Induktionspule kennt. Wenn man einen Magnet in die Induktionspule steckt, so wird in derselben ein elektrischer Strom erzeugt, das heißt ein Strom von Elektronen läuft durch den Draht. Und umgekehrt: läßt man einen elektrischen Strom durch den Draht laufen, so entsteht in der Spule ein magnetisches Feld.

Die Elektronen nun, die in ihren Bahnen rund um den Atomkern wie der Strom in der Spule laufen, müssen gleichfalls ein mächtiges magnetisches Feld erzeugen. Umgekehrt müssen wir annehmen, daß, wenn es gelänge, noch größere magnetische Kräfte auf das Atom wirken zu lassen, die Elektronen desselben in ihrem Laufe gestört und vielleicht sogar gänzlich aus ihren Systemen herausgerissen werden könnten. Wenn zum Beispiel ein riesenhafter Stern mit größerer Anziehungskraft als unsere Sonne in unsere Nähe käme, so würde er in unserem Sonnensystem einen Aufruhr erregen und vielleicht die Planeten unserer Sonne gänzlich aus ihren Bahnen reißen.

Das magnetische Feld im Atom jedoch ist bei weitem stärker als irgendein anderes bisher

künstlich erzeugtes Magnetfeld. Wie können wir dann hoffen, sein Gleichgewicht zu stören? Wall begibt den Gedanken, daß die schnelle rhythmische Wiederholung sehr starker elektrischer Kräfte wohl imstande sein könnte, den Umlauf der Elektronen zu stören, so wie man eine aufgeschängte große Metallkugel durch wiederholte Schläge auch eines leichten Hammers in Schwingung versetzen kann. Zudem er erzeugt sehr starken oszillierenden Strom durch eine Spule leitet, hofft er ein genügend starkes Magnetfeld im Innern der Spule zu erzeugen, bis zu einem gewissen Grade dem magnetischen Feld im Innern der Atome beizukommen. Mittels städtischer Kondensatoren von großer Mächtigkeit und hoher Voltspannung gewinnt er einen Strom von 50.000 Ampere, der, da nur den Bruchteil einer Sekunde läuft, nur den Bruchteil einer Sekunde läuft, in der Draht der Spule nicht verbrennt. Mit dieser Vorrichtung gelingt es ihm, ein magnetisches Feld von einigen Millionen Einheiten zu gewinnen.

Hinsichtlich der bisher erzielten Ergebnisse ist Dr. Wall von großer Zurückhaltung, spricht aber über das Ziel und die Möglichkeiten seiner Versuche mit voller Offenheit. In der letzten Nummer der Zeitschrift „Discover“ sagt er: „Das letzte Ziel meiner Versuche ist die Erzeugung des Atomaufbaues zu dem Zweck, einen Teil oder die gesamte gebundene Energie des Atoms freizusetzen.“

Da in der Presse davon die Rede war, Dr. Wall darauf ausgehe, die sogenannten „Todesstrahlen“ zu finden, so seien seine eigenen Worte über diesen Punkt angeführt. Die auf diese Weise aus dem Inneren des Atoms freigesetzten Energien würden, sagt er, „vermöglicherweise die Form von Energiestrahlen einer ganz unbekannten Type haben“. Die Möglichkeit, diese Strahlen für Kriegszwecke auszunutzen, wäre eine ernste Angelegenheit, denn „man muß wohl annehmen, daß, wenn intensiv magnetische Felder die Möglichkeit erweisen, Atomenergie freizusetzen, es auch gelingen wird, die so

gemachte
tieren, e
ähnlich
Energie
Gegenst
Form vo
wendung
mittel ab
ist, daß
Motore
Strahe
verwendb
Es n
recht hat,
Gegenwä
Lieber
Neben, i
Zentrum
Hundert
ter, Vole
unterem
Fließström
Vollstän
daß kleine
der Rad
fahren P
in der M
Frauen
reichen d
hagen ist
leit. Ni
unteren
man eine
den nie
vorkommen
„Tivol
Welt), so
schon, und
let. Man
Menschen
Großmut
Tivol ge
niedrig, le
ein paar
Zellstänger
wert unter
in den At
ausgeschü
teten See
zu verges
Auch
viel besud
Walzgebie
Mengen
Daher a
Weltberüh
gelogen, i
Das Rebe
le tief in
Meeres, i
Anfänge
schen aber
noch die
Nur
einander
Schweben
nein das
stehung v
für Gebi
Einfache
Energieha

gemachte Energie zu beherrschen und zu konzentrieren, etwa in der Form von Strahlenbündeln ähnlich denen des Scheinwerfers. Ein solches Energiestrahlenbündel würde, wenn es auf einen Gegenstand gerichtet, seine Energie vielleicht in Form von Wärme abgeben und somit die Anwendung von Kohle, Benzin oder ähnlicher Heizmittel überflüssig machen. Wahrscheinlicher aber ist, daß in diesem Falle ganz neue Arten von Motoren gebaut würden, welche die Energie der Strahlen unmittelbar ohne Umsehung in Hitze verwandbar machen."

Es muß zugegeben werden, daß Dr. Wall recht hat, wenn er annimmt, daß angesichts der gegenwärtigen Denkweise der Menschheit eine

solche neu entdeckte Kraft zunächst zum Töten von Menschen und zum Zerstören menschlichen Eigentums verwendet werden würde. Allerdings könnte man einwenden, daß auch andere auf den ersten Blick ebenso schreckliche Erfindungen schließlich doch auch in den Dienst menschlichen Wohlfleins gestellt wurden. Die Waffen des Kriegsgottes wurden schließlich zu Werkzeugen in den Händen Minervas.

Es wäre jedoch verfrüht, sich über die Kriegs- oder Friedensmöglichkeiten einer Sache den Kopf zu zerbrechen, solange es nicht feststeht, ob das Hervorbringen solcher Strahlen nicht mehr Energie erfordert, als diese dann am Ende selbst leisten könnten.

bringen. Solch ein langes Boot mit seinen kurzen 12 bis 14 Rudern trieft von Farben, wie die Bilder von Jörn, der ja hier gelebt und geschaffen hat. Jorns Bestimmung ist heute teils Museum, teils Sitz einer Handfertigkeitsschule. Solche „Hausfleiß“-Schulen (um den schwedischen Ausdruck genauer wiederzugeben) dienen überall im Lande den Traditionen des alten, im Volke wurzelnden Kunstgewerblichen Könnens, das hier ebenso hoch steht, wie die Allgemeinbildung und das Volkshochschulwesen.

Norwegen.

Man hat seinen Koffer ausgepackt und will das Hotelzimmer verlassen. Wo ist der Schlüssel zum Abschließen? Er fehlt, und die Leute im Hotel verstehen gar nicht, wozu man ihn haben will. Es gibt ja überhaupt keine Zimmerschlüssel! Ist das ein Märchen aus alten Zeiten? Nein, sondern das ist Norwegen! Wie vor dem Kriege herrschte hier die alte Ehrlichkeit, die Selbstverständlichkeit, daß nichts wegkommt! Und wenn der Reisende in einem der kleinen Orte auf Posten oder noch weiter nördlich übernachtet, so lernt er ein wahrhaft paradiesisches Leben kennen. Während des Tages wird er wiederholt gefragt, ob er innerhalb der Pensionsverpflegung irgend etwas extra haben will. Dort kennt man keine Knappheit an Lebensmitteln; auch der wirtschaftlich weniger gut Gestellte braucht nicht zu darben: das Meer ist überflutet von Fischen, Milch gibt es in Fülle, Eier, Käse und das eigenümliche trockene Anägebrot steht überall zur Verfügung. Ich habe einmal an einem Tage (aber ganz unter uns!) acht Eier zu essen bekommen. Und welche Preise? In Tromsø kostete eine Portion Kaffee, so schwarz, daß sie in Berlin als „Mokka“ serviert werden würde, inklusive Sahne und Zucker à Discretion für zwei Personen zusammen: 36 Skennige. Und dabei sah man hoch auf dem Meere auf einem bizarren Aussichtspunkt in einem allerliebsten kleinen Gasthaus inmitten riesiger Faine und Gärten, durch die man die Gletscher jenseits der Fjorde herüberleuchten sah. Daß die Zeit auch sonst spurlos vorübergegangen war, bewies ein Gelbdruck auf der Veranda: er zeigte — den Platz vor dem Schlosse in Berlin, und auf dem Balkon stand im Kreise seiner wertigen Familie Kaiser Wilhelm und erklärte, daß er keine Parteien mehr kenne! Im übrigen hat sich offenbar kein Besucher bisher daran gestoßen, obwohl jetzt natürlich mehr Nicht-Deutsche hinkommen, als vor dem Kriege. Aber wo ich auch Engländer, Amerikaner und sonstige Ausländer dort traf, niemals fand ich eine Unfreundlichkeit von seiten dieser Reisenden. Auch die Norweger selbst sind von der gleichen, ruhigen Zuvorkommenheit gegen uns Deutsche, wie früher. Die Verkehrsverhältnisse sind besser: neue Bahnlinien, viele Autorouten an Stelle der früheren Wagenrouten, gute Dampferverbindungen führen durch diese bezaubernden Gegenden, die noch die Urwüchsigkeit der Natur, unverdorben durch die Ueberzahl der Menschen und Touristen dokumentieren. Man vermisst dort den deutschen Naturfreund, der offenbar jetzt trotz des demokratischen Zuschnitts der Norweger keine Schritte lieber nach dem Süden lenkt. Der Unterschied zwischen nordischem und romanischem Leben wird einem immer klarer, je öfter man in Norwegens wundervolle Landschaften kommt. Noch immer baut man dort oben die romantischen Holzhäuser mit bunten, leuchtenden Farben, noch immer tragen die rauhgezogenen Flüsse zahllose Stämme dem Meere zu, noch blüht der Fischfang. Doch das Segelboot wird nun vielfach durch den Motor ersetzt, obwohl der Norweger im Bewahren seiner Stammes-

Reisebilder aus dem Norden.

Von Alfred Guttman.

Dänemark.

Lieber Berliner! Willst du Heilung deiner Nerven, so stelle dich an eine Straßenecke im Zentrum Kopenhagens. Fast lautlos gleiten Hunderte von Rädern an dir vorüber: Arbeiter, Botenjungen, Herren mit Altemappen unter dem Arm, Damen in Seidenkleidern und Florstrümpfen, Schulmädchen, Milchjungen und Polizisten. Ja, du kannst es sogar erleben, daß kleine Matrasen und andere Möbilstücke per Rad transportiert werden! Dazwischen fahren Privatautos — meist Ford-Wagen — in der Mehrzahl von den Besitzern oder deren Frauen selbst gesteuert, fast ohne ein Suspensum durch die Menge der Radfahrer. Kopenhagen ist die Stadt der Ruhe und Gemütlichkeit. Nie erlebt man Szenen, wie z. B. auf unseren Postämtern. Man wird auch, obgleich man eine fremde Sprache spricht, in den Läden nie unfreundlich, sondern höflich und zuvorkommend behandelt. Geht man abends ins „Livoli“ (den ältesten Vergnügungspark der Welt), so fühlt man mit Staunen die menschlichen und klasseneinigende Macht der Fröhlichkeit. Man trifft dort Angehörige aller Stände, Menschen jeden Alters. Erlebt man doch, daß Großmutter, Mutter und Enkel zusammen ins Livoli gehen! Die Eintrittspreise sind sehr niedrig, so daß es sich jeder leisten kann, dort ein paar Stunden zu verbringen. Pantomimen, Seltzänger und Akrobaten, großartiges Feuerwerk unterhalten den Eimen, ein Anderer hört in den Konzertsälen gute Musik, von Künstlern ausgeführt, oder setzt sich an den bunt beleuchteten See, um fern dem Alltag seine Sorgen zu vergessen.

Auch die Umgebung Kopenhagens wird viel besucht. Die Reize eines riesigen, uralten Realgebietes, das von Wild in unzählbaren Wäldern bevölkert wird, üben einen großen Reiz auf Großstädter aus. Deshalb ist der weltberühmte Tierpark, nördlich Kopenhagens gelegen, Ziel und Erholungsstätte von vielen. Das Leben dort Sonntags in der freien Natur, so tief im Walde, in unmittelbarer Nähe des Meeres, ist von unvergleichlicher Harmonie und Fröhlichkeit. Sind auch die Züge der Elektrizität abends überflutet (so wie bei uns!), bleibt doch die Stimmung freundlich und gemütlich.

Schweden.

Nur wer einmal ein paar Tage hinter einander in den bequemen Eisenbahnwagen Schwedens viele Hunderte von Kilometern weit das Land durchfährt, kann sich eine Vorstellung von den Wäldern machen, die das riesige Gebiet füllen. Ungeheure Seen (wie der Erjansee, der den Starnbergersee um das Dreieck an Größe übertrifft), sind

voll von Stämmen, die dort lagern; manchmal sieht man „das Wasser vor lauter Bäumen nicht.“ Und die Vorstellung von Wasserkraft wird erst lebendig, wenn man dort oben in Lapplands Einsöden den großen Seejall gesehen und gehört hat, wo die Kunst des Ingenieurs den riesigen Strom durch Staumauern abfängt und in einen in die Felsen gehauenen Tunnel hineinstürzen läßt, daß er in einer Halle von etwa 100 Meter Länge, 80 Meter Höhe und Breite Turbinen antreibt, die die Kraft für die Elektrifizierung der ganzen Lapplandbahn geben. Hier liegt die andere Kraftquelle des Landes: das Erz! Um es zu gewinnen, braucht man zunächst nicht viel Mühe: der Abbau ist meist oberirdisch, es wird gesprengt, der Stein besteht zu fast zwei Dritteln aus Erz. Nur der Abtransport wäre wegen der Länge des Weges kostspielig, wenn man nicht eben diese Naturkräfte hätte. Der Wohlstand des Landes ist augenfällig. Der Zuschnitt der Ernährung und Lebenshaltung ist märchenhaft für unsere Begriffe. Das Leben ist allerdings recht teuer; vor allem in Stockholm muß man noch mehr als in Berlin zahlen, nicht nur für Lebensmittel, sondern auch für Gebrauchsgegenstände. Dafür entschädigt den Reisenden die entzückende Lage der Stadt, die Kunstschätze und das herrliche Freiluftmuseum Stanken, das hoch über der Stadt, die auf lauter Felseninseln inmitten der großen Wasserflächen liegt, aufgebaut ist: teils Vergnügungspark, teils Zoologischer Garten und Volksmuseum mit all den alten im Original hingeschafften Dokumenten, wie Holzhäuser aller Typen und Zeiten, Webereien und andere kunstgewerbliche Gegenstände; dann aber mit lebendigen Demonstrationen alter Volkstänze in den wundervoll farbigen Trachten, Volkstüde, Musikvorführungen u. dgl. Und in einer halben Stunde ist man mit der Bahn im Seebade „Saltjöbaden“, wo unzählige Stockholmer Erfrischung suchen. In ein paar Stunden Dampferfahrt über die Ostsee erreicht man das alte Wighby mit seinen starken, romantischen Erinnerungen, in vergessenes Vineta, dessen noch heute ragende Steinmauerumwallung einst die blühendste Handelsstadt schützen sollte und heute als Ring weit draußen das zusammengeschrunzte stille Städtchen und herrliche Kirchenteste umgibt. Am meisten aber liebt der Schwede „Dalarne“, was auf Deutsch „Täler“ heißt. Dort werden noch die uralten Sitten und romanischen Trachten wie in der Urdaerzeit gewahrt, hier sagt der Bauer zu jedem, auch zum König, du. Und die alten Zeiten werden so lebendig, wie sonst etwa im historischen Film, wenn am Sonntag die Kirchboote über den Siljansee die farbenfrohen Landleute heran-

gewohnheiten sonst recht konservativ ist. Und die Einsamkeit des gewaltigen Gebirges, die ihre Gletscher fast ins Meer senden, geben zusammen mit den Gewalten des Ozeans an der Westküste die größten und reinsten Naturreinbrüche in Europa.

Die Sage vom Herkules.

Von August Strindberg.

Herkules hatte seine sechs Wunder vollbracht und machte sich nun an das siebente, welches in der Reinigung des Augiasstalles bestand. Dies war zwar nicht die anstrengendste, dafür aber die unangenehmste Arbeit; denn in besagtem Stalle häuften seit dreißig Jahren dreitausend Ochsen, ohne daß seitdem eine reinigende Faust dazwischen gefahren wäre. Erst versuchte er es mit Schaufel und Besen, da erscholl ein Gebüll von — denkt euch — dreitausend Ochsen: „Laß unsern Mist liegen, das ist unser Mist!“

„Das schert mich den Teufel“, sagte Herkules und begann anzumischen. „Wir wollen unsern Mist behalten!“ brüllten die Ochsen und zeigten ihm die Hörner; doch Herkules schlug ihnen mit der Schaufel um die Ohren, so daß sie schwiegen, und arbeitete, ungeachtet des umherliegenden Schmutzes weiter.

„Seht den Schweinepelz!“ höhnten die Ochsen.

„Ihr seid Schweinepelze“, antwortete Herkules, „denn nicht ich, sondern ihr habt die Schweinerei hier verursacht, und es ist nicht meine Schuld, daß ich beschmutzt werde, wenn ich euch anrühre.“

Die Ochsen schwiegen, doch nun frohen die Mistläfer, welche in den Extremitäten hausten, hervor. „Laß unsern Mist liegen“, brumnten sie.

„Das ist nicht euer, sondern der Ochsen Mist“, sagte Herkules.

„Ja, aber wir frieren, wenn du ihn wegnimmst.“

„Dann arbeitet und ihr werdet nicht mehr frieren.“

Und sie arbeiteten. Am Abend aber, da Herkules schlief, wälzten sie den ganzen Mist wieder in den Stall zurück, den er am Tage fortgeschauelt, und am Morgen sah alles aus wie zuvor.

Wie Herkules das sah, wurde er zornig: „Hier kann nichts anderes helfen, als den ganzen Stall unter Wasser setzen!“ rief er. Als die Ochsen von Wasser hörten, das sie seit dreißig Jahren nicht mehr gesehen, wurden sie rasend und brüllten so laut, daß die Mistläfer, welche sonst nur im Dunkeln herauskamen, aufstiegen und Schutz auf ihren Rücken suchten. Doch Herkules ließ sich nicht abschrecken; eine Rinne zum nahen Fluß grabend, schleppte er den ganzen Stall unter Wasser.

„Er ist ein Volksfeind“, brüllten die Ochsen, „er will die Gesellschaft stürzen; er will die ganze Welt überschwemmen.“

„Das ist nicht wahr!“ antwortete Herkules, „er will nur den Schmutz fortspülen; und ein Volksfeind ist er auch nicht, aber ein Feind von Ochsen und Mistläfern.“

Als alles rein war, legte sich Herkules nieder, um zu ruhen.

„Wie sollen wir uns rächen“, beratschlagten die Ochsen. „Haben wir keine Waffen? Unsere Hörner fürchtet er ja nicht.“ „Wir werden ihn mit Dred bewerfen!“ riefen einige. „Dann wäscht er sich ab“, antworteten andere. So kamen sie nach langem Hin und Her und nachdem jeder seinen mehr oder minder weisen Rat dazugegeben, zu dem betäubenden Schlusse, daß sie keine Waffen gegen Herkules hatten. Doch ein Mistläfer, welcher die ganzen Verhandlungen mit angehört, hatte eine Idee. „Seht ihn unter

Wasser, wie er es mit unserem Stalle gemacht hat.“ „Ja, das wäre schon etwas; aber woher das Wasser nehmen?“ Der Mistläfer flüsterie einem Ochsen etwas ins Ohr, dieser wiederum jagte es seinem Nachbarn, und bald wußten alle Ochsen, woher das Wasser zu nehmen sei.

Von einer schmutzigen Flut umgeben, erwachte Herkules, doch aus leicht begreiflichen Gründen versiegte diese bald, und Herkules war wieder auf dem Trocknen. Er ging in den Stall und schwang die Keule. Doch besann er sich wieder: „Man schlägt keine Maus mit der Keule. Ihr hättet auch wohl reines Wasser nehmen können, wie ich es gegen euch gebrauchte. Aber was ist das zu machen! Ochsen bleiben allezeit Ochsen. Wenn ich euch schlage, weil ihr so lumpig euch an mir gerächt, so kommt nicht hinterher und sagt, daß ich mich wieder an euch gerächt.“

Ich räche mich nicht, ich züchtige.“

Damit schlug er alle Ochsen auf den Boden, alle dreitausend. Aber die Mistläfer ließ er unbeachtet.

Merklei.

Schmuggel mit Menschenfleisch. Unter dieser Unterschrift berichten die amerikanischen Blätter über die neueste Form des in Amerika seit jeher betriebenen Schmuggelgewerbes. Es handelt sich bei dieser merkwürdigen Abart des Schmuggels um eine ungeheuerliche Umgehung der amerikanischen Einwanderungsgesetze. Das Zentrum der Menschenenschmuggler ist Havanna, das bisher auch der Hauptort des Alkoholschmuggels war. Da die amerikanischen Behörden jedoch in letzter Zeit immer schärfer gegen die Alkoholschmuggler vorgehen begannen, ist dieses Geschäft mit einem ungemein hohen Risiko belastet, demgegenüber die an sich nach wie vor sehr hohen Gewinnmöglichkeiten keinen genügenden Anreiz mehr zu bieten vermögen. Um so lohnender erscheint der Menschenenschmuggel. Er geht in der Weise vor sich, daß die Einwanderungsinstituten, die nicht im Besitz der sehr bekanntlich nur unter außerordentlich großen Schwierigkeiten zu erlangenden Einreisegenehmigung sind, von der Insel Kuba aus in unbedächtig scheinenden Fischerbooten an einen unbewachten Punkt der amerikanischen Küste gebracht und dort ausgelegt werden, um dann auf eigene Faust den Weg ins Innere des Landes zu suchen. Das Risiko der Schmuggler ist daher verschwindend gering. Trotzdem berechnen sie für ihre Tätigkeit sehr gepfeiferte Preise, die zwischen 1000 und 6000 Franken pro Kopf schwanken. Soweit es sich um weibliche Einwanderer handelt, geht die Sache meist anders vor sich. Da die rechtmäßige Ehefrau eines Bürgers der Vereinigten Staaten den bestehenden Einwanderungsbeschränkungen nicht unterworfen ist, arrangieren die Schmuggler, wenn sie eine Frau zu „bedienen“ haben, eine Geschickung, was auf Kuba sehr leicht und schnell zu bewerkstelligen ist. Mit dem Trauschein in der Hand geht dann die Einreise in vollkommen legitimer Weise vor sich. Die Ehe wird sobald wie möglich wieder geschieden. Es ist bereits vorgekommen, daß Frauen, denen die Einreise in Ellis Island verweigert worden ist, auf dem Umweg über eine Geschickung in Havanna ohne weiters zur Einwanderung in Amerika zugelassen wurden.

Der Glaube ist zum Nutzen gut,
Doch bringt er nicht von der Stelle;
Der Zweifel in ehrlicher Männerjauch,
Der sprengt die Pforten der Hölle.

Weiteres.

Part umschrieben. Der Feig fängt in Schule an zu weinen. „Warum weinst du denn?“ fragt der Lehrer. Aber der Kleine steckt nur Kopf tief hinein und ist zu keiner Antwort beweglich. — „Weißt du warum der Feig weint?“ fragt der Lehrer den Nachbar. „bitt' schön, Herr Lehrer“, sagt der Junge zeigt unter Freichens Sitzplatz — „weil, weil der Feig herinnen hinausgegangen ist.“

Der Kinderwagen. Ein hübsches junges Mädchen, anscheinend in anderen Umständen befindlich, geht in Gedanken versunken im herrpark in Dresden spazieren. Es begegnet ein von Langeweile geplagter Schuhmann. Von den gemüthlichen. Sie schrak zusammen, er sagte: „Freilein, hier dürfen Sie nicht im Kinderwagen fahren.“ — „Aber, ich hab gar gern“ sagt's Fräulein erröthend. — „laß'n Sie's ma gut sin, Freilein, ich will Ihn' bloß sag'n: wenn's so weit is, dann laß'n Sie Bescheid.“

Da capo! Die Sängerin hatte geendet, stürmischer Beifall koste durch den Saal. Als kein Ende nehmen wollte, wiederholte die Sängerin das Lied. — Da sagte Gretchen, das ersten Mal in einem Konzert war: „Sie doch ganz gut gesungen, weshalb muß sie denn nochmal machen?“

Rätsel-Ged.

Magisches Quadrat.

A	B	E	E
E	E	I	I
N	N	O	R
R	S	S	S

Die Reihen sollen benennen: 1. Römischer Kaiser, 2. Teil des Hauses, 3. Fluß, 4. römischer Kaiser.

Silbenrätsel.

Einen Vers Gottfried August Bürger's, gewisse Schmarotzer auf sich beziehen können, dem Sinn nach zusammengestellt, geben Silben: den den de den der der den gibt gro gro he hoch hoch hör ich kam mutt oft re rei sich sich he hen ist viel vom wenn wird.

Demaskiert!

Wer immer noch glaubt, mit dem Wort der Hand — Der Böller Geschick zu entdecken — Der wurde schon längst als ein (Kopf) erkannt — Wir wollen ihn drum nicht beneiden.

Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:

Kreuzwort-Rätsel.

I. Wa grecht: 1. Dank. 2. Pfeil. 3. Stein. 4. ein. 5. Re. 6. SM. 7. Ab. 8. 9. Oflo. 10. Bear. 11. Note. 12. Weis. 13. 14. No. 15. Ei. 16. de. 17. es. 18. sie. 19. 20. Sarrazene. II. Senkrecht: 1. Tod. 2. 7. Alt. 8. Alvine. 16. Der. 21. Ade. 22. 23. Ja. 24. Re. 25. Böhre. 26. da. 27. 28. See. 29. sie. 30. Eis. 31. Mge.

Schiebe-Rätsel.

Johannistag, Sonnenwend.